



Aus Freude am Lesen

Palast der Republik. Sperrmüll. Erinnerungen. Kindergarten. Socken. Hof ohne Grenzen. Öfen und Kohle. Käse. Freundinnen. Diebesgut. Mitte von Nirgendwo. Männer. Das einfache Leben. Warschauer Ghetto. Höflichkeit. Wörter. Mütter. Tropfenfänger. Jahre. Splitterbrötchen. Friedhofsbesuche. Jugend. Kluge Kommentare. Der Autor an und für sich. Von all diesen Dingen nimmt Jenny Erpenbeck Abschied: manchmal mit tiefer Trauer, manchmal mit einer letzten melancholischen Verbeugung, manchmal mit Humor. Unterschiedlichstes Material taucht in diesen kurzen Schlaglichtern auf, Berlinisches, Persönliches, aber auch Politisches, Philosophisches und vieles aus Ost und West. Zusammengenommen ergeben die Dinge, die verschwinden, ein großes Ganzes – ein Buch über ein sich veränderndes Leben, über ein sich veränderndes Deutschland und eine sich verändernde Welt.

»Ein kluges Büchlein, das die Augen öffnet für die wirklich wichtigen Dinge im Leben.« *Nürnberger Nachrichten*

JENNY ERPENBECK wurde 1967 in Ostberlin geboren, sie lebt heute als freie Autorin und Regisseurin in Berlin. Ihr Prosadebüt »Geschichte vom alten Kind« war 1999 ein sensationeller Erfolg, 2001 folgte der Erzählband »Tand«, 2005 der Roman »Wörterbuch«, 2008 der vielfach ausgezeichnete Roman »Heimsuchung«. Ihre Bücher sind in sechzehn Sprachen übersetzt.

Jenny Erpenbeck

Dinge,
die verschwinden

btb



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Munken Pocket* liefert
Arctic Paper Munkedals AB, Schweden

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Februar 2011,
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
München.

Zuerst erschienen im Verlag Galiani Berlin

Copyright © 2009 by

Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG, Köln

Umschlaggestaltung: semper smile, München, nach einer

Gestaltung von Lisa Neuhalfen und Manja Hellpap

Umschlagfoto: Katharina Behling

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

MM · Herstellung: SK

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74069-7

Besuchen Sie unseren LiteraturBlog: www.transatlantik.de.

www.btb-verlag.de

I

Palast der Republik

Als der Palast der Republik eröffnet wurde, war ich in der dritten Klasse. Meine Klassenlehrerin hieß Fräulein Kies, und Fräulein Kies hielt einen bedruckten Briefumschlag in die Höhe, auf dem der neue Palast zu sehen war, und erklärte uns, was Ersttagsbriefe sind. Damals fiel mir noch nicht auf, daß das Wort Ersttagsbriefe nicht nur die gleiche Silbenanzahl, sondern auch ähnliche Vokale besitzt wie das Wort Eintagsfliege. Fräulein Kies sagte uns, daß jetzt jeder von uns einen solchen Ersttagsbrief erhalte, daß wir ihn gut aufheben sollten, denn später einmal würden wir stolz darauf sein, daß wir dabei waren, als der neue Palast eröffnet wurde. Nach der Überreichung der Ersttagsbriefe durch Fräulein Kies unternahm unsere Klasse einen Ausflug in den neueröffneten Palast des Volkes.

Damals wollte ich noch Archäologie studieren, um Paläste auszugraben, deshalb gefielen mir die verschiedenen Arten von Marmor unten bei den Garderoben. Oben in der Bildergalerie war alles mit Teppichen ausgelegt. Ganz oben, unter der Decke, hingen die Lampen, die aussahen wie lauter Luftblasen, so daß man sich vorstellen konnte, man sei unter Wasser. Diese Lampen hatte der Betrieb organisiert, in dem meine Tante Sigrid arbeitete. Dieser Betrieb war auch für die Bestecke im Palastcafé zuständig gewesen, also für die Löffel, mit denen ich im weiteren Verlaufe meines Lebens erst den Kakao, später den Kaffee umrührte, und für die Messer und Gabeln in der Weinstube, mit denen ich, wenn mich mein erster Freund zum Essen ausführte, ins Eisbein schnitt oder ins Schnitzel Hawaii. Im Palast der Republik klemmte ich mir beim Bowling den Finger zwischen zwei Kugeln ein, beschloß im Theater, 4. OG, nach dem Klavierkonzert einer berühmten Pianistin, Pianistin zu werden, rückte in der Weinstube mit Blick auf die Spree an den schweren, schmiedeeisernen Stühlen, um mich bequem zu setzen.

Als sich viele Jahre später abzeichnete, daß dem Palast die Republik allmählich abhanden kam, ließ ich zur Sicherheit einen der Löffel, mit denen meine Tante das Café ausgestattet hatte, in meiner Hosentasche verschwinden. Vor drei Tagen nun konnte ich, als ich dort vorbeifuhr, schon durch den Palast hindurchsehen. Womöglich aus statischen Gründen hat man mit dem Ab-

riß in der Mitte begonnen, so daß die Teile, die noch aus etwas sind, den mittleren Teil einrahmen, der im Prinzip nur noch aus Luft ist. Mir fiel Fräulein Kies wieder ein, und ich fragte mich, ob sie sich heutzutage wohl Frau nennen dürfte, auch wenn noch immer kein Mann sie geheiratet hat.

II

Sperrmüll

Von dem Moment an, da der Besitzer eines alten Schrankes / Fernsehers / Fahrrades das Ding über die Rampe kippt, von dem Moment an, wo es »drin« ist, wie das auf den Höfen der Berliner Stadtreinigung genannt wird, gehört es nicht mehr ihm, sondern geht in den Besitz dieses Unternehmens über. Einzig zu diesem Zweck besitzt die Berliner Stadtreinigung das Ding: Um die Stadt von ihm zu reinigen, es angemessen zu vernichten. In dem Moment, da von den privaten Besitzern der Besitz aufgegeben wird, heißt das Ding nur noch das Material, aus dem es gemacht ist. Holz zu Holz, Metall zu Metall und so weiter – unter diesen Namen reißt die Stadt das alte Zeug an sich, verschlingt es, mitsamt Funktion und Gebrauchswert, den es vielleicht noch hat, mitsamt Mehrwert und Geschichte, die es womöglich gehabt hat, denn erst, wenn das Alte ganz

und gar verschwunden ist, kauft sich ein Bewohner dieser Stadt, ein Kunde auf dem Markt das Neue.

Hieße das Fahrrad da drüben nicht schon Metall, würde es sicher noch fahren. *Aber mit sowat fangen wa ja gar nicht erst an, dann jäbs ja 'ne Schlange von hier bis nach Kreuzberg*, sagen die Männer, die die Container verschließen und abtransportieren. Früher einmal stellte man seinen alten Schrank auf die Straße, der war dann nach spätestens einer Nacht weg. Schlangen aus Mangel gabs im Krieg und später im Osten, aber dort sollen sie auch bleiben, in den historischen Büchern, auf den schwarzweißen Fotos, in Zeitzeugenberichten. Im Westen gabs immer Bananen, und dabei soll es auch bleiben. *Wir wolln och nur unsre Arbeit machen*, sagen die Männer. *Und wenn hier lauter Müllsucher, ick nenn et mal so, herumkrabbeln würden, käme ja keener mehr ran, der wat rin schmeißen will*. Nicht einmal die Männer selbst dürfen etwas, das »drin« ist, wieder herausortieren. Und wenn, sagen wir mal, ein unersetzlicher Biedermeierschrank bei Ihnen landet? *Dann och nich*. Wenn ich also in den Container steigen würde (im Müll herumkrabbeln), könnte ich ein solches verlorenegegebenes Möbelstück zwar anfassen, aber, rein rechtlich gesehen, wäre es dennoch schon vollkommen verschwunden? *Jawoll*. Nicht einmal abkaufen dürfte ich Ihnen den Schrank? *Nee. Höchstens uff der menschlichen Ebene, also ick meine, menschlichet Versagen, det jibt et ja manchmal. Aber erlaubt isset nich*.

Was ich nicht frage, aber dennoch gern gewußt hätte, ist, ob die Schönheit eines solchen Schrankes nach dem Zerhacken wieder herauskommt und zum Himmel auffliegt, so wie man es von den Seelen sagt, und ob das reine Holz dann ein paar Gramm leichter wäre als zuvor.

Vor dem städtischen Reinigungsunternehmen sitzen oft Menschen aus fernen Ländern, die Fernseher, Kühlschränke und Lautsprecherboxen entgegennehmen, bevor die ins Verschwinden hineingekippt werden. Ob es in deren Sprachen das Wort Biedermeier überhaupt gibt, und wenn ja, wie es lautet, habe ich leider noch nicht in Erfahrung gebracht. Meine letzte Hoffnung gilt jetzt dem sogenannten menschlichen Versagen.

III

Erinnerungen

An Abschiede erinnere ich mich. Wie schmal und weiß R. unter seinem Haarschopf aussah, als ich ihm das letzte Mal auf Wiedersehen sagte, und er mir zunickte, ohne den Kopf vom Kissen zu heben, nur, indem er die Augen kurz schloß; wie ich nicht noch einmal zu seinem Bett ging, sondern einfach die Tür hinter mir zumachte. Am nächsten Tag mußte ich seine Sachen aus dem Krankenhaus abholen, darunter den Rasierapparat, den ich am Tag zuvor für ihn aufgeladen hatte. Der Rasierapparat war aufgeladen, aber R. war tot.

Meine Großmutter stand, als ich von ihr fortging, an einem Fenster in einem dunklen Zimmer und winkte mir nach, erleuchtet wurde ihr Umriß nur von dem Licht, das hinter ihr im Flur brannte, in dem wir uns eben verabschiedet hatten. Zwei Tage später stürzte sie, und ich

sah sie mit unbewegtem Gesicht und geschlossenen Augen im Krankenhaus wieder, wo sie im Koma lag und einige Zeit später starb.

Ich erinnere mich daran, wie R. nickte, nachdem er etwas begutachtet hatte, ein Auto, eine neue Wohnung, ich erinnere mich, wie er mitschnaufte, wenn in einem ungarischen Lokal Zigeunermusik gespielt wurde, ich erinnere mich an seine hochgezogenen Schultern, wenn er ein Tablett zurück in die Küche trug. Von meiner Großmutter weiß ich noch, wie sie »Achoj, achoj« sagte, wenn sie sich beeilte und nicht wußte, was zuerst tun, ich erinnere mich an ihre Hände mit den krummen Fingernägeln und an ihr Lachen. Beim Lachen allerdings weiß ich schon nicht mehr genau, ob ihr Mund dabei offen war oder zu, aber ich weiß immerhin, wie es sich angehört hat, und wie das Lachen im Lachen über sich selbst allmählich verebbte.

Es ist wenig, was ich mit meiner Erinnerung noch anfassen, sehen und hören kann. Das Denken von jemandem, den es nicht mehr gibt, läßt sich in mein Denken übersetzen, und das Tun desjenigen in mein Tun, aber der handgreifliche Teil der Erinnerungen wird wohl selbst früher oder später Stückwerk, wenn die Wirklichkeit nicht mehr nachwächst, wird Skelett, wird einzelne Knochen mit viel Erde dazwischen. In letzter Zeit sitze ich oft jemandem gegenüber, der noch vollkommen lebendig ist, und schaue ihn dennoch so an, als sei er

schon verschwunden. Ich sortiere dann, halb hoffend, halb voller Scham, aus dem noch laufenden Film die Momentaufnahmen heraus, als könnte ich meine Erinnerungen im vorhinein auswendig lernen, damit sie später ganz sicher abrufbar wären. Auch was mich selbst angeht, habe ich schon darüber nachgedacht, ob mein Naseputzen irgend jemandem im Gedächtnis bleiben wird, oder die Art, wie ich im Fernsehen einem Boxkampf zusehe, oder meine Knie.

IV

Kindergarten

Vom Gelände des Kindergartens, in den mein Sohn bisher ging, wurde zunächst die eine Hälfte verkauft, und der Zaun deshalb nach hinten versetzt. Im verwaisten Sandkasten blieben nach der Umsetzung des Klettergerüsts die Betonbrocken vom Sockel liegen, und in einem Papierkorb, der bald bis über den Rand mit Erde und Müll gefüllt war, weil ihn nun niemand mehr leert, fand eine Mutter vor kurzem ein paar ziemlich gewaltige Zähne. Mit den Zähnen in der Hand stand sie da, als ich meinen Sohn abholen wollte, und fragte mich, ob sie jetzt zur Polizei gehen müsse und das melden. Ich sah die Zähne an und fand, daß sie zu groß seien für einen Menschen, und auch zu groß für einen Hund. Es schien mir möglich, daß in diesem Stadium des Verwilderns tiefere Schichten aus dem Gelände zutage gefördert werden und im Müll landen, also womöglich

das Gebiß einer Kuh, oder das einer vorsintflutlichen, riesigen Echse.

Die nächste Mitteilung an uns Eltern betraf die von den Ämtern inzwischen beschlossene vollkommene Schließung des Kindergartens. Sicher, die Waschbecken wackeln, die Garderobenstange mit den Bildchen aus Zschkopauer Plaste, an die mein Sohn seine Jacke hängt, sieht genauso blaß aus wie die, an der schon mein rotes Lackmäntelchen hing, als ich noch Größe 104 trug, und der Heizkeller stand schon zweimal unter Wasser. Entkernung wäre notwendig und Grunderneuerung, hieß es, für mindestens eine halbe Million. Während wir nicken, sehen wir vor unserem inneren Auge alles, was, weil es zu teuer wäre, den Abriß des Bestehenden nötig macht: Waschbecken aus Lapislazuli, Mahagoniparkett, vierzig schwarze und vierzig weiße Sklaven und ebenso viele Eunuchen zur Bedienung der Kinder, und der Spielsand im Garten täglich frisch angeliefert aus der Wüste Gobi. Utopien führen wohl hin und wieder zum Verschwinden des Bestehenden, hier aber nun tritt der kuriose Fall ein, daß die Unausführbarkeit einer Utopie einen Abriß rechtfertigt. Uns Eltern gegenüber wurde das Gelände in bester Lage im Bezirk Mitte als Hub-schrauberlandeplatz bezeichnet, und es ist nicht ganz klar, ob es sich dabei um einen Scherz gehandelt hat, um einen Fachbegriff oder tatsächlich um ein Bauvorhaben der Bundesregierung.

Zum Abschied von seinem alten Kindergarten küßt mein Sohn seinen Lieblingsbaum, eine ganz und gar mittelmäßige Föhre, auf ihre rauhe Rinde. Daß diese Föhre, auch ein Apfelbaum und ein paar Büsche bei noch laufendem Betrieb gefällt werden müßten, damit es beim Abriß dann keine Verzögerung gibt, wurde uns auch mitgeteilt. Von der Kindergärtnerin meines Sohnes, die unter den gegebenen Umständen wohl in Frührente gehen wird, haben wir zumindest eines fürs Leben gelernt: Jeder ißt, so viel er kann, / nur nicht seinen Nebenmann. / Und, wir wissen ganz genau: / Auch nicht seine Nebenfrau. / Hat er sie dann doch gegessen – / Zähneputzen nicht vergessen!

V

Miezel

Auf dem Weg zu Maria, genannt Miezel, muß ich durch den Graben fahren, erst hinab bis zur tiefsten und kältesten Stelle des Weges, dort macht die Straße eine scharfe Kurve, in der man im Winter leicht ins Rutschen gerät, und dann auf der anderen Seite des Grabens wieder hinauf, am Kreuzwirt rechts ab, am Wald vorbei, den Miezel vor dreißig Jahren mit angepflanzt hat, auf der Wiese, die sich an den Wald anschließt, sind nachts oft Rehe zu sehen, die, geblendet vom Scheinwerferlicht, wie versteinert da stehen. Heute, im Sonnenschein, kommen mir dort zwei Gestalten entgegen: Eine dicke Mutter mit ihrer schon erwachsenen, ebenso dicken Tochter, die beiden halten sich an den Händen.

Der Weg zu Miezel ist sehr weit geworden, seit ich nach Berlin zurückgekehrt bin. Wie ein Halbmond gebeugt,

nähert sich ihre Silhouette den Milchglasscheiben des Tors. Dann schließt Maria, genannt Miezel, mir auf. Seit ich sie kenne, ist sie immer dünner und gebrechlicher geworden. Ihre Haare aber sind nur an wenigen Stellen grau. Über dem Rock trägt sie eine Kittelschürze, und an den Füßen Pantoffel, wegen der Hühneraugen, »Weh«, sagt sie und lächelt, »immer weh!«, lächelt und schüttelt wie staunend den Kopf, ihre Füße sind knochig wie ihr ganzer Körper, an den Stellen, an denen sie irgendwo anstößt, färbt sich ihre Haut sofort blau von den dicht darunterliegenden Adern.

Miezel wohnt in dem Schloß, in dem sie ihr Leben lang als Magd in Dienst war, zu ebener Erde, gleich neben dem Eingang. Vor wenigen Jahren noch trug sie Koffer hinauf in den zweiten Stock. Sie hat für die Herrschaft geputzt, gekocht, sich um den Garten gekümmert. Sie schließt Gästen, Handwerkern, dem Rauchfangkehrer, dem Postboten das Tor auf. In ihrer Küche machen der Maurer und der Gärtner die Mittagspause. Miezel trinkt Himbeersirup mit Leitungswasser, sie kocht ihr Essen auf einer eisernen Kochstelle, und was im Haushalt übrig ist und für den Kompost nicht taugt, kommt ins Feuerloch. Miezel ist noch nie mit dem Flugzeug geflogen. Die drei Kilometer hinunter ins Dorf ging sie, als ihr noch nicht so oft schwindlig war, immer zu Fuß. Fahrradfahren hat sie nicht gelernt und auch noch nie eine Rolltreppe benutzt. Wenn die Hausherren nicht da sind, hütet sie das Schloß, und nur der Siebenschläfer,

die Äskulapnatter und der rote Salamander leisten ihr dabei Gesellschaft. Das Haus, in dem sie geboren wurde, liegt zu Füßen des Schloßbergs, Miezel kann es von ihrem Fenster aus sehen.

Von den zwei Zimmern, die sie seit dreißig Jahren bewohnt, ist eines die gute Stube. Dort bewahrt sie kühl und schattig das Obst und den Kuchen auf, die Körbe und Bleche stehen auf einem riesigen, schwarzen Tisch mit gedrechselten Beinen, der irgendwann einmal irgend jemandem gehörte, der zuvor diese Räume bewohnte. Das andere Zimmer ist das, in dem Miezel schläft, in einem flachen Schrank hängen dort ihre Kleider und Schürzen, dort stehen auch der Fernseher und ein Sessel, dessen Bezug an den Stellen, an denen Miezel die Hände auf die Lehne legt, schon ganz blank ist. Sie bringt die Kaffeekanne herein, und ich sehe, daß so eine Kaffeekanne ein Gewicht hat.

Früher, als ich noch ihre Nachbarin war, trug sie, wenn sie mich besuchte, in ihren Händen immer einen Salatkopf oder zwei, drei Äpfel, ein paar Pilze oder einen Teller mit Kuchen. »Ein paar Buchteln«, sagte sie. Was sie brachte, hatte sie selbst angepflanzt, gekocht, gebacken oder im Wald gefunden. Später, als sie nicht mehr in den Wald gehen und auch nicht mehr im Garten arbeiten konnte, auch nicht mehr kochen oder backen, belegte sie mir Brote. Weißbrote mit Käse oder Salami, darauf Eierscheiben oder halbierte saure Gurken. Mit

ihren knochigen Händen rückte sie mir die Eierscheiben auf den belegten Broten zurecht, und wenn ich nicht alles zu essen schaffte, mußte ich die restlichen in Silberpapier gewickelt mitnehmen, für heute abend, für morgen, und auch eine Packung Biskuits für mein Kind.

Als ich heute bei ihr klinge, dauert es lange, bis das Tor aufgemacht wird. Die Pflegerin kennt sich wohl mit den Schlüsseln noch nicht so gut aus. Hoch oben im Himmel, weit über dem großen Kirschbaum, kreist ein Bussard. Drinnen, in ihrer schattigen Küche, sitzt Miesel am Tisch, die Pflegerin hat sie dorthin gesetzt und den Stuhl dicht an den Tisch geschoben, damit sie sich aufrecht halten kann. Miesel sitzt, aber sie ist so schwach, daß es ihr nicht einmal gelingt, die Augen zu öffnen. Ich blicke aus ihrem Fenster hinaus. Durch die kahlen Bäume sehe ich bis zu dem Haus hin, in dem ihre Mutter Magd war und ihr Vater Knecht. Miesel sitzt ohne jede Bewegung. Deshalb kann ich sie, als ich fortgehe, nur von der Seite umarmen.

VI

Krempel

Natürlich ist es schön, wenn das Auge sich ausruhen kann, wenn der Blick sich nicht in Nippes verheddert, wenn die Schubladen sich lautlos öffnen lassen und wie von Geisterhand wieder schließen. Es ist schön, freie Tische zu haben, auf die kein Staub fällt, nur Licht. Es ist schön, wenn alles aus Glas ist, und man durch alles hindurchsehen kann, weil nichts mehr da ist. Die Leere ist schön. Wer kauft nicht gern, wenn der Verkäufer eine einsame Hose auf einen von unten beleuchteten Tresen aus Milchglas legt. Dann ist diese Hose das letzte Ding auf der Welt, das Schatten wirft, und der bläulich schimmernde Tresen erweist sich als ein Altar, der von Berlin bis nach Wien führt, und von Wien bis nach Tokio und von Tokio bis nach New York, von New York vielleicht in den Himmel oder die Hölle, und sich dabei, den Blicken entwindend, fortwährend verjüngt.

›Deutsch-Ostafrika‹ ist auf meinem ausgebeulten, staubigen Globus zu lesen. Die Kanne mit den Punkten war die Milchkanne meiner Urgroßmutter, meine Urgroßmutter beherrschte die Kunst, eine Kartoffel in einem Stück abzuschälen. Aus einer grauen Militärdecke hat meine Großmutter im Krieg den Teddy für meine Mutter genäht. In dem Döschen aus Messing hat mein Onkel Streichhölzer mit bunten Schwefelköpfen für mich zum Spielen aufbewahrt, die gab es im Osten sonst nicht. Die Briefwaage auf meinem Schreibtisch gehörte einer verstorbenen Freundin, wenn ich auf den Tisch steige, um die Jalousie herunterzuziehen, schwankt sie leicht auf und ab. Das ganze Jahr über wartet ein vorzeitlicher Plattenspieler, der unter dem Klavier steht, auf Weihnachten, denn nur zu Weihnachten legen wir die metallenen Scheiben auf und kurbeln: Erst *Stille Nacht, heilige Nacht*, und zu fortgeschrittener Stunde dann *Oh, wie so trügerisch*.

Sie hätten es gern japanisch, sagen mir die Rheinländer, Bayern und Schwaben, die ich hier in Berlin kennenlerne, sie sagen, sie liebten die Leere. Nur keine Perserwohnung, sagen sie, und meinen damit die Perserteppiche aus ihren Erbschaften. Liegt es wirklich einfach nur daran, daß Deutsch-Ostafrika abgeschafft ist? Oder besaßen rheinische, bayrische oder schwäbische Urgroßmütter nicht das Geschick, die Kartoffeln in einem Stück abzuschälen, hoben rheinische, bayrische oder schwäbische Onkel nicht eine ganze Kindheit lang

bunte Streichhölzer auf, besitzen Freundinnen in anderen Bundesländern das ewige Leben? Vielleicht sind die Rheinländer, Bayern und Schwaben einfach nur zu weit weg von zu Hause. Vielleicht wohnen an ihrer Statt die zurückgebliebenen Brüder und Schwestern in rheinischen, schwäbischen oder bayrischen Höhlen, die voller Krempel sind, so wie die meine, denn ich bin ja in Berlin daheim.

Aber nein, auch die Berliner haben es gern japanisch, das sehe ich deutlich: Sonntag für Sonntag ist vor meinem Fenster ein Flohmarkt, der Flohmarkt ist voll, voll mit Krempel, und voll mit Leuten, die den Krempel anschauen, aber nicht besitzen wollen. Die Leute spazieren und blättern in Fotoalben von Fremden, wiegen Schlüssel längst abgerissener Häuser in der Hand, riechen an frischgestärkten Tüchern aus jemand anderes Großmutterns Zeiten: *Fühlst du dich müd und matt, so nimm ein kühles Bad!* Ihr Kopf hat sich, während sie erwachsen geworden sind, aus den Hinterlassenschaften der eigenen Familie langsam emporgehoben, Woll- und Stoffreste der Großmutter sind von ihnen abgeglitten und in die Kleidersammlung gerutscht, Teller und Tassen aus der Nachkriegszeit stapelweise beiseite gekippt und zerschellt, den papiernen Berg aus den Briefen des Vaters, den Mietverträgen der Mutter, den eigenen Mitschriften aus der Schulzeit haben sie, mit beiden Armen wie Ertrinkende nach Luft greifend, unter sich mit den Füßen zerknickt. Auf dem Flohmarkt spazieren sie dann



Jenny Erpenbeck

Dinge, die verschwinden

Taschenbuch, Broschur, 112 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-74069-7

btb

Erscheinungstermin: Januar 2011

Hinreißende Miniaturen über Dinge, die verschwinden: vom »Palast der Republik« über »Käse und Socken« bis hin zum »einfachen Leben«

Sperrmüll. Jugend. Öfen und Kohle. Männer. Jahre. Freundinnen. Socken. Vielfältig und zahlreich sind die Dinge, die verschwinden können. Jenny Erpenbeck hat einunddreißig davon in kleinen, hinreißenden Miniaturen des Alltags versammelt. Mal betrauert sie das Abhandenkommen, manchmal belächelt sie es, manchmal nimmt sie es mit Erleichterung zur Kenntnis. Zusammen ergeben die verschwundenen Dinge ein subtiles Porträt des Lebens von heute, in Deutschland.